

Könnten die Mauern des Doms sprechen...

Ein pastoralhistorischer Streifzug durch die Baugeschichte der ältesten deutschen Bischofskirche

Wie kein zweites Gebäude in Deutschland ist der Trierer Dom ein Stein gewordenen Monument von 1700 Jahren Kirchen- und Glaubensgeschichte in unserer Heimat. In diesem Dom regelmäßig Gottesdienst zu feiern, in seinem Schatten zu leben und zu arbeiten hat mich zu den folgenden Überlegungen angeregt.

Balthasar Fischer pflegte bei seiner Katechese vor Beginn der Diakonen- oder Priesterweihe mit Blick auf die lange gottesdienstliche Tradition in diesem Raum und die in der Gegenwart gefeierte Kontinuität stets zu sagen: „Könnten die Mauern des Doms sprechen...“

Halten die Mauern des Doms mit ihrer imposanten Vergangenheit tatsächlich Hinweise und Einsichten für die Gegenwart bereit, eine kirchliche Gegenwart, die uns oft genug ratlos und verzagt in die Zukunft schauen lässt?¹ Ganz sicher kann uns ein Blick auf dieses monumentale Bauwerk schon einmal vor der Arroganz bewahren, zu glauben, die gegenwärtige Epoche sei für die Kirche die alles entscheidende oder gar die letzte. Ein „Erfolg“ der Geschichte steht nämlich schon fest: Der Dom dient auch heute noch, nach 1700 Jahren, genau dem Zweck, zu dem er einst erbaut wurde: der Versammlung der christlichen Gemeinde und dem Gottesdienst.

Die folgenden Gedanken, die im Kontext der Trierer Diözesansynode zunächst als Referat im Januar 2015 vor den Abteilungsleitern des Zentralbereiches 1 „Gesellschaft und Pastoral“ im Bischöflichen Generalvikariat vorgestellt wurden, sind Teil eines umfassenden Diskurses in dieser Runde, eines gemeinsamen Ringens um die Frage: Welches sind die Zeichen der Zeit? Wie sind sie zu deuten? Und was sagen sie uns für die nächsten Schritte der Kirche von Trier, die wir in Teilen mit zu verantworten haben.

Die Leitfrage, mit der der folgende Streifzug durch die Baugeschichte des Trierer Doms unternommen werden soll, lautet: „Was haben die jeweiligen Zeitgenossen beim Anblick des Doms gedacht und geglaubt?“

Kirche wird staats(ge)tragen(d) - Das Haus der Helena

Zur Zeit des Bischof Agritius vollzieht sich ein gewaltiger Wandel. Auch wenn die eigentlichen Christenverfolgungen bereits einige Jahrzehnte zuvor eingestellt wurden, so verfügt doch erst Kaiser Konstantin mit dem „Mailänder Edikt“ im Jahr 313 Glaubensfreiheit für die Christen und die Rückerstattung

¹ Die historischen und archäologischen Aspekte zur Dombaugeschichte sind entnommen: J. Zink, Die Baugeschichte des Trierer Doms von den Anfängen im 4. Jahrhundert bis zur letzten Restaurierung, in: F. Ronig (Hrsg.), Der Trierer Dom, Neuss 1980, 17–111.

ihrer Güter und Versammlungsstätten. In den folgenden Jahrzehnten übernimmt der Staat in bedeutenden Städten des Reiches den Kirchenbau gleich selber. In Trier entsteht so in mehreren Bauschritten ein Kolossalbau von wahrhaft staatstragenden Ausmaßen. In seiner größten Ausdehnung umfasst er den heutigen Dom, die Liebfrauenbasilika, die Kurie „von der Leyen“ und den gesamten Domfreihof. Teile des kaiserlichen Palastes werden dazu niedergelegt. Ein archäologisches Faktum, aus dem wohl die liebenswürdige Ortstradition entstanden ist, nach der die Hl. Helena, Mutter von Kaiser Konstantin und Christin, dem Trierer Bischof das Grundstück ihres Palastes zur Verfügung gestellt habe, um darauf die Bischofskirche zu errichten. Ich habe mich schon oft gefragt, wie die Trierer Bischöfe und die Christen jener Zeit diesen Umschwung erlebt haben, der sich ja praktisch in zwei Generationen vollzogen hat. Ziemlich genau wissen wir, wie der Heilige Martin damit umgegangen ist, der ja ebenfalls in dieses Jahrhundert gehört. Durch sein auch als Bischof beibehaltenes mönchisch-asketisches Ideal ist er eine wandelnde Kritik an seinen bischöflichen Mitbrüdern, die zu Staatsbeamten geworden sind und an einer Kirche, die die christliche Botschaft dadurch in Gefahr bringt, dass der römische Staat sich ihrer bemächtigt hat und sie für seine Zwecke einsetzt. In der Auseinandersetzung um die Priszilianer ergreift Martin in Trier offen Partei gegen die Mehrheit der gallischen Bischöfe, zu der auch der Trierer Bischof Felix gehört und die mit der Staatsmacht paktieren, weil sie um ihre eigene fürchten. Darf man annehmen, dass es unter den Trierer Christen auch einige gab, die wie der Hl. Martin empfunden haben?

„Bevor man die Grube schließt, wird das Waschhaus renoviert“ - Der valentinianisch-gratianische Neubau – Raum für 8.000 Besucher (364-383)

In meiner saarländischen Heimat, die lange vom Bergbau geprägt war, gibt es eine Redewendung: „Bevor man die Grube schließt, wird das Waschhaus renoviert“. Hierin drückt sich die Erfahrung aus, dass kurz vor dem Ende einer Institution, eines Unternehmens oder eben einer Grube noch besonders große, manchmal gar hektische Bautätigkeiten einsetzen, so als witterte man bereits die drohende Gefahr, wolle ihr aber gleichsam durch zementierte Fakten entgegentreten. Gleiches trifft rückblickend auch für den antiken Trierer Dom zu. Denn nur wenige Jahre, nachdem in der valentinianisch-gratianischen Bauphase das Bauwerk in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts seine monumentale Endgestalt gefunden hat (allein die Nordkirche soll Platz für 8000 Personen geboten haben), müssen der Kaiserliche Hof und die ganze staatliche Verwaltung aus Trier fliehen (394), weil die Situation zu unsicher wird. Und noch mal eine Generation weiter liegt alles in Schutt und Asche. Die Völkerwanderung geht über das Land.

„Eine Welt geht unter“ I - Die Zerstörung der Völkerwanderungszeit (410-435)

Von Triers vormals 60.000 Einwohnern bleiben nach wenigen Jahren nur ca. 5.000 übrig. Der Zeitgenosse Salvian von Marseille, der den dritten Überfall der Franken selbst miterlebt, schreibt dazu: „Durch drei unmittelbar aufeinander folgende Zerstörungen ist die erste Stadt der Gallier vernichtet worden. Und obwohl die ganze Stadt verbrannt war, wuchsen die Leiden noch nach den Zerstörungen. Denn die, die die Feinde nicht bei der Einnahme getötet hatten, erreichte das Unglück nachher. Alles, was bei der Zerstörung dem Unheil entkommen war, überlebte später das Unheil nicht. Die einen starben in längeren Todesqualen an tieferen Wunden, die anderen, angesengt durch die Flammen der Feinde, peinigte nach dem Brand der Schmerz. Die einen starben vor Hunger, die anderen wegen ihrer Blöße. Die einen siechten dahin, die anderen erfroren. Überall lagen nackte und zerfleischte Leichen beiderlei Geschlechts, die den Anblick der Stadt schändeten, von den Vögeln und Hunden zerrissen ... Der Tod hauchte neuen Tod aus... Und was nach diesem, frage ich, was nach diesem allen? Wer kann das Ausmaß dieses Wahnsinns erfassen? Wenige Adelige, die den Untergang überlebt hatten, forderten gleichsam als höchstes Trostmittel für die zerstörte Stadt von den Kaisern Zirkusspiele.“² Das ist auch ein interessantes Phänomen: Im Untergang wird die Moral nicht gehoben, sondern vor allen Dingen die Vornehmen der Stadt werden total dekadent, fressen und huren sich zu Tode. Und Salvian dreht das dann natürlich um und sagt: „Ist kein Wunder, dass das Strafgericht Gottes über diese Stadt gekommen ist.“ Danach liegt der Dom 90 Jahre als Ruine da.

Nicht einmal die Oma erinnert sich noch an die „guten alten Zeiten“ – 90 Jahre Ruine (435-525)

90 Jahre, das bedeutet auch heute noch den Abbruch der Erzähltradition. Niemand kann mehr davon berichten, wie es war, als in dieser Ruine, die einmal der Nordteil der Bischofskirche war, Gottesdienst gefeiert wurde, nicht die Eltern, nicht einmal die Großeltern. Zunächst geht es nur ganz klein und bescheiden weiter: nicht mehr als eine „etwas über 10 m breite, schlichte Rundkirche, ein kleines Heiligtum, inmitten der leeren ausgebrannten Halle, deren hohe Außenwände mit ihren riesigen Fensteröffnungen stehengeblieben waren.“³

Frischzellenkur aus dem Süden - Der Wiederaufbau des Niketius (525-566)

Im Jahr 525 wird Niketius Bischof von Trier. Und er verordnet Trier gleich eine doppelte „Frischzellenkur aus dem Süden“. Denn Niketius selbst kommt aus Limoges, aus der Auvergne. Man darf davon ausgehen, dass in dieser Gegend Anfang des sechsten Jahrhunderts die römische Kultur noch in Teilen vorhanden ist, vor allem was die Bildung angeht, aber auch Infrastruktur und Verwaltung des untergegangenen römischen Imperiums funktionieren noch. So kommt also Niketius aus dem kultivierten Teil Europas nach Trier. Wahrscheinlich ist er als Bischof der Meinung, hier in Trier so etwas wie

² Salvian von Marseille Buch VI, 82-85, zitiert nach *H. H. Anton*, Das Trier des 5. und 6. Jahrhunderts im Zeugnis von Zeitgenossen, in: W. Weber/H. Casel (Hrsg.), Trier - Die Geschichte des Bistums - Die Anfänge (1), Strasbourg 1994, 18-23.

³ *T. Kempf*, Grundrißentwicklung und Baugeschichte des Trierer Domes (Das Münster) 1968, 4.

Entwicklungshilfe betreiben zu müssen. Die Brandruine des Doms muss ihm ein Dorn im Auge sein, denn er wagt sich an den Wiederaufbau, obwohl für den Gottesdienst ja weiter die Südkirche als eigentliche Bischofskirche zur Verfügung steht, die für die geschrumpfte Einwohnerzahl vollkommen ausreicht. Niketius hat aber das Problem, hier nicht mehr die Handwerker zu finden, die er bräuchte, um so einen riesigen Bau wieder aufzurichten. Und so holt er sich die Fachleute aus Italien, wo man offensichtlich die alten Techniken noch beherrscht, die notwendig sind.

In dieser Gestalt steht das Bauwerk nun mehr als 300 Jahre. Und je mehr die antike Hochkultur in Verfall und Vergessenheit gerät, umso unwirklicher muss dieses Monument auf die Zeitgenossen gewirkt haben.

„Eine Welt geht unter“ II - Die Wikinger kommen (882)

Im Frühjahr 882 kommen die Wikinger die Mosel raufgeschippert. Die ganze Karwoche über wird das Trierer Stadtgebiet bereits außerhalb der Mauern gebrandschatzt. An Gründonnerstag wird die Stadt selbst eingenommen. „Sie legten die Stadt in Schutt und Asche und brachten damit auch der altehrwürdigen Doppelkathedrale Zerstörungen bei, von denen sie sich nie mehr ganz erholte. Beide Kirchen wurden nach dieser Katastrophe nur in erheblich reduzierter Gestalt wiederhergestellt.“⁴

Wieder einmal muss diese Situation für die Zeitgenossen so etwas wie den Weltuntergang bedeutet haben, denn nicht nur Gebäude und Infrastruktur werden zerstört, sondern auch das meiste Schriftgut und damit das kulturelle Gedächtnis der vorangegangenen Epochen. Was den Dom angeht, so hat es wieder einmal Generationen gedauert, bis es wieder richtig weiter geht. Fast 150 Jahre. Wie es inzwischen um ihn gestanden hat, mag folgendes Zitat belegen: „Nicht wenige Jahre zuvor war eine jener Säulen, durch ihre Länge ermüdet und durch die Größe der Last zu sehr gedrückt, jählings gestürzt, so daß aus Furcht vor dem Zusammensturze niemand daselbst den göttlichen Dienst feierte. Es wagte sich auch niemand hinaufzusteigen, weshalb es bei langer Vernachlässigung dahin kam, daß das Gebäude nicht mehr ein Haus des Gebetes genannt, sondern von den Hirten das Vieh dorthin zur Weide getrieben wurde.“⁵

Pilgern macht mutig - Der westliche Erweiterungsbau des Poppo (1030-1037)

Erst unter Erzbischof Poppo (1016-1046) kommen die Arbeiten wieder richtig „in Schwung“. Was inspiriert diesen Bischof? Ich wage einmal eine Hypothese: Poppo ist als Pilger zwei Jahre im Heiligen Land unterwegs. Auf seiner Hin- und Rückreise erlebt er das Oströmische Reich noch in voller Blüte, u. a. Konstantinopel, das „neue Rom“. Als er nach Jerusalem kommt, ist dies allerdings von den Moslems besetzt. Das Heilige Grab ist seit dem Jahr 1009 zerstört, die Grabeskirche schwer beschädigt. Doch just im Jahr der Rückreise von Poppo (1030) erhalten die Byzantiner durch das Kalifat in Kairo

⁴ J. Zink (s. Anm. 1), 32.

⁵ Gesta Treverorum, zitiert nach J. Zink (s. Anm. 1), 34.

die Erlaubnis, die Grabeskirche wieder aufzubauen. Ich halte es aus eigener Pilgererfahrung nicht für sehr weit hergeholt anzunehmen, dass in dem heimkehrenden bischöflichen Pilger, mit all den bunten Erfahrungen im Herzen, der mutige Entschluss gereift ist, seiner Bischofskirche ebenfalls wieder Ansehen zu verleihen, die ja in verschiedenen Bezügen zur Grabeskirche in Jerusalem steht. Immerhin bringt er neben dem Heiligen Simeon auch die Handwerker von seiner Pilgerreise mit, die ihm helfen werden, das Werk anzugehen.

„Bevor man die Grube schließt“ II - der Judas'sche „Wiederaufbau“ (18. Jhd)

Überspringen wir nun einige Epochen. Im 18. Jahrhundert wird intensiv am Dom gebaut. Es ist die größte Umgestaltung seit Jahrhunderten. Die bis dahin noch erkennbaren römische Architekturprinzipien werden endgültig aufgegeben. Gilt hier auch wieder das Gesetz von Grube und Waschhaus? Jene Ahnung, dass bald wieder ein Epochenwandel ansteht, denn wenige Jahre später kommen die Franzosen, wirft die Säkularisation die alte Ordnung über den Haufen.

„Eine Welt geht unter“ III oder „Der Anfang vom Ende“? - Säkularisation (1794-1806)

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation existiert nicht mehr, die Kirche ist weitgehend ihrer Rechte und Besitztümer beraubt, der Papst ist ein Gefangener Napoleons. Auch das alte Erzbistum und der Kurstaat Trier gehen unter. Der letzte Kurfürst und Erzbischof Clemens Wenzeslaus muss über den Rhein und später dann nach Augsburg fliehen. Von nun an ist die „roma secunda“ Suffragambistum der Kölner Kirchenprovinz. Weltlich herrschen zunächst die Franzosen, dann die protestantischen Preussen. Der Dom wird zwischen 1794 und 1801 als Lager- und Versteigerungshalle und als Kriegsgefangenenlager genutzt, die Marienkapelle ist Pferdestall. Die Ausstattung erleidet erhebliche Schäden. Aber immerhin bleibt diesmal der Bau selbst erhalten. Geistesgeschichtlich legt diese Epoche mit der sog. Aufklärung den Keim für das, was wir in unseren Tagen in seiner vollen Entfaltung erleben. Das Ende der alten Welt – oder vielleicht doch erst der Anfang vom Ende?

Ad fontes oder Neo? - Die große Domrestaurierung des 19. Jahrhunderts

Das 19. Jahrhundert bringt den Neostil hervor. Das Alte ist unrettbar verloren, eine wirkliche Vision des Neuen ist noch nicht gefunden, also rekonstruiert man die Vergangenheit, vielleicht in der nostalgischen Überzeugung, dass diese Epochen besser, „eigentlicher“ waren, als die eigene: Im Dom findet diese Geisteshaltung in dem Plan eines umfassenden Rückbaus seinen Ausdruck. Alle nachmittelalterlichen Um- und Anbauten sollen weichen, einschließlich der barocken Heiltumskammer, der Fröhlichkeitstreppe, dem nur 100 Jahre zuvor eingezogenen Querhaus und den meisten Teilen der Inneneinrichtung. Alles soll in einen vermeintlichen Urzustand zurückversetzt werden und wo es an Originalen fehlt, wird im Stil der Zeit neo-rekonstruiert. Ganz so radikal wird das Programm dann aber nicht um-

gesetzt, scheitert es doch an „der beständigen Kritik ununterrichteter, anmaßender Kunstfreunde“, so der Dombaumeister Johann Nikolaus von Wilmowsky bei seiner Demission 1851.⁶

Nach dem Dombrand: Alles wieder gut? (1944-1951)

1944 wird der Dom zweimal von Bomben getroffen, das Dachgestühl brennt aus, ebenso werden Heilumskammer und Kreuzgang schwer beschädigt. Aber bereits am 1. November 1946 kann der Dom wieder in Dienst gestellt werden. Trotz der Not der ersten Nachkriegsjahre hat man den Dom ganz schnell wieder instand gesetzt. Aber man hat nicht so genau in die Tiefen geschaut, nicht gemerkt, dass die Fundamente weggefault sind, und dass es überall kracht und ächzt. Mein Vater, der als Kind oft in Trier bei seiner Großmutter zu Besuch war, hat mir erzählt, dass es im Dom häufiger unheimliche Geräusche gegeben habe.

Ich finde dies bezeichnend, denn die katholische Kirche insgesamt geht aus der Katastrophe des sog. Dritten Reiches und des Weltkrieges scheinbar gestärkt hervor. Das Grundgesetz wird verabschiedet mit Gottesbezug und weitreichenden Rechten und Autonomien für die Kirchen. Die Bonner Republik trägt ziemlich eindeutig rheinisch-katholische Züge. Die Katholiken und die Bischöfe sind froh über das Erreichte. Aber vielleicht hat man auch hier nicht so genau hingeschaut oder sollte man besser sagen: hingehört. Denn auch hier hat es sicher schon vernehmbar im Gebälk geknirscht.

500 Jahre Garantie - die gründliche Domrestaurierung (1964-1974)

Als man dann genau hingeschaut hat, sind die Schadensermittlungen so gravierend, dass man sich gar nicht sicher ist, ob man den Dom überhaupt retten kann, denn die üblichen Techniken reichen für die Instandsetzung nicht aus. So müssen erst neue entwickelt werden. Und dann hat die Firma, die das Stahlkorsett für den Dom gebaut hat, darauf 500 Jahre Garantie gegeben, so hat es uns Franz Ronig einmal bei einer Führung über das Gewölbe des Doms berichtet. 500 Jahre Garantie - das finde ich total bezeichnend, mit welcher Zuversicht – oder sollte man sagen: Hybris? - man in dieser Phase des Konzils in die Zukunft geblickt hat.

Fragen

Die Leitfrage dieses Streifzuges durch die Baugeschichte des Doms sollte lauten: „Was haben die jeweiligen Zeitgenossen beim Anblick des Doms gedacht und geglaubt?“

Vordergründig ist die Frage noch nicht beantwortet, denn die hier aufgerufenen Ereignisse sagen zunächst mehr über die gesellschaftlich-politische Position der Kirche, man könnte auch sagen, ihre weltliche Gestaltungsmacht. Sicher besteht jedoch zwischen dieser eher historisch-soziologischen Betrachtungsweise und dem geistesgeschichtlichen Hintergrund, dem Empfinden und Glauben der je-

⁶ Zitiert nach J. Zink (s. Anm. 1), 63.

weiligen Zeitgenossen ein Zusammenhang, wobei das eine das andere immer, wenn auch in wechselnden Kräfteverhältnissen, beeinflusst hat.

Erste Einsichten

- Die Kirche von Trier ruht auf soliden Fundamenten, so schnell bringt sie nichts um. Aus Katastrophen und scheinbaren Untergängen hat sie es bisher immer wieder, häufig nach langer Zeit, zu neuen Aufbrüchen geschafft.
- Allerdings hing - zumindest in unserem Bistum - die jeweilige Strahlkraft der Kirche meist mit ganz handfesten weltlichen, d. h. politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zusammen. Nur wenn die Trierer Bischöfe Gestaltungsmacht hatten, konnten sie am Dom irgendetwas verändern. In Trier gibt es somit offenkundig ein starkes Junktim zwischen kirchlicher Existenz und ihrer wirtschaftlich-politischen Situiertheit. Zumindest lässt sich das für die bischöfliche Ebene sagen. Es wäre interessant, vergleichende Untersuchungen für die darunterliegenden Hierarchieebenen und Organisationsformen der Ortskirche zu unternehmen. Wahrscheinlich wäre der Befund aber kein ganz anderer. Diese Einsicht soll angesichts vieler institutionskritischer Töne in der gegenwärtigen Debatte, auch in der Diözesansynode, eigens hervorgehoben werden: Wir kennen Kirche in Trier seit dem 4. Jahrhundert nicht anders, als dass sie sehr stark darauf angewiesen ist, dass es ihr auch wirtschaftlich gut geht und dass sie politische Gestaltungsmacht hat. Dies gilt bis in die Gegenwart hinein und sollte bedacht werden, bevor man „das Kind mit dem Bade ausschüttet“.
- Bereits mehreren Generationen in der 1700-jährigen Geschichte unseres Domes sind Katastrophen widerfahren, Abbrüche, in denen das Alte definitiv zu Ende war, selten aber schon gleich das Neue ergriffen oder auch nur erahnt wurde. D.h., für die jeweilige Generation ging es scheinbar nicht weiter. Wohl manche waren der festen Überzeugung, in ihren Tagen sei das Ende der Welt angebrochen. Und in der Tat war ihnen das Erleben eines neuen Aufbruchs häufig nicht vergönnt.
- Bedingt durch die Grenzlage Trierers, zunächst nach Osten, später dann nach Westen, waren Stadt und Dom immer wieder den Widrigkeiten der Geschichte ausgesetzt. Immer wieder wurde, gerade in Notzeiten, Hilfe von außen gebraucht. Im Rückblick haben sich diese scheinbaren Notlösungen oft als Innovationen entpuppt.
- Dass es Neuanfänge auch nach großen kulturellen Abbrüchen geben kann, selbst wenn die Spanne zwischen Untergang und Neubeginn eine Generation übersteigt, dafür steht die historische Erfahrung hier in Trier. Dass sich diese Abfolge auch diesmal wiederholen wird, ist allerdings nur eine Hoffnung, keine Gewissheit. Denn die historischen Erfahrungen anderer Ortskirchen, zum Beispiel in Kleinasien oder Nordafrika lehren, dass es ebenso wenig wie für diese, für die Kirche in Europa eine Bestandsgarantie gibt. „Europa kann entchristlicht werden, wenn es denn überhaupt

je in der Breite der Bevölkerung wirklich evangelisiert und nicht nur sakramentalisiert (besser: rituell eingegliedert) war.“⁷

Für eine nüchterne Bestandsaufnahme

Zu dieser Spannung zwischen der Hoffnung auf einen möglichen Neuanfang und der realen Gefahr eines Totalabbruchs passt m. E. ein Artikel des 1965 geborenen Markus Günther. In der Ausgabe der FAS vom 28.12.2014 führt dieser zwei große deutsche Theologen und Bischöfe der Konzilsgeneration zusammen, Joseph Ratzinger und Franz Kamphaus. „Im Rückblick stehen gerade diese beiden Namen, Ratzinger und Kamphaus, für zwei Wege der Kirche in Deutschland, die man nicht mit rechts und links beschreiben muss, die aber doch sehr gegensätzlich waren. Beide versuchten, das Christentum unter veränderten Bedingungen neu zu verkünden und irgendwie in die moderne Welt hinüberzuretten – und sie stritten erbittert um die richtigen und falschen Kompromisse im Verhältnis zwischen Christ und Welt. Aber jetzt, am Lebensende, verbindet die beiden über alle Distanzen hinweg eine gemeinsame Bilanz des Scheiterns: Das Christentum in Deutschland ist ideell bankrott... Kamphaus und Ratzinger, Modernisten und Traditionalisten, eifrige Reformer und eiserne Konservative, sie alle stehen in Deutschland vor einem gemeinsamen Scherbenhaufen.“⁸ Im weiteren Verlauf seines Artikels vergleicht Günther die Kirche in Deutschland mit der späten DDR: die Kulisse hält, sieht stabil aus, steht aber kurz vor dem Kollaps. Die Funktionäre, und da sieht Günther nicht nur die Bischöfe und Pfarrer, also die hauptamtlichen Christen, sondern auch die Engagierten in den Gemeinden, machen sich etwas vor. Sie sehen blühende Landschaften, wo längst Wüste ist. „Und dort, wo es um die eigene Existenz geht, vernebelt oft Zweckoptimismus den nüchternen Blick auf die Realität.“⁹ Die Bilanz, die Günther aufmacht: den vielfältigen Sozialeinrichtungen und der Rolle der Kirche als zweitgrößtem Arbeitgeber im Land stellt er ihre verdunstende Identität als Glaubensgemeinschaft gegenüber: „60 Prozent [der Gläubigen] glauben nicht an ein ewiges Leben. Dagegen glaubt jeder vierte Deutsche, dass die Begegnung mit einer schwarzen Katze Unglück bringt. An Ufos glauben zwischen Flensburg und Oberammergau mehr Menschen als ans Jüngste Gericht. Willkommen in der deutschen Diaspora.“¹⁰ Das Resümee: „Die Spätzeit des Christentums in Deutschland hat begonnen. Die Kirchensteuer wird entweder unter politischem Druck abgeschafft oder versiegt spätestens ab 2030 sowieso; die letzte christlich sozialisierte und kirchlich aktive Generation scheidet bald aus dem Arbeitsleben aus und stirbt in den nächsten drei Jahrzehnten. Dann bricht auch die Fassade der Kirche zusammen. Dahinter wird eine Minderheit zum Vorschein kommen, die nicht viel größer sein wird als die Gemein-

⁷ A. Wollbold, Mission vor der eigenen Tür? - Eine Synopse missions-theologischer Modelle, in: M. Sellmann (Hrsg.), Deutschland - Missionsland (Quaestiones Disputatae 206), Freiburg i. Br. 2004, 69–91, 81.

⁸ M. Günther, Diaspora Deutschland (Kirche in der Krise), in: FAS (28.12.2014), http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kriser-der-kirche-ist-deutschland-noch-ein-christliches-land-13342759.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2.

⁹ Günther (s. Anm. 8).

¹⁰ Günther (s. Anm. 8).

schaft der Zeugen Jehovas.“¹¹ Auch wenn ich den weiteren Ausführungen des Artikels nicht folgen kann, so scheinen mir doch die Analyse und der Hinweis auf die Gefahr eines einschläfernden Selbstbetruges sehr bedenkenswert.

Ein religionssoziologischer Referenzentwurf

Der Mainstream der heutigen Religionssoziologie huldigt möglicherweise ebenfalls einen solchen Zweckoptimismus, wenn er lehrt, dass Religion „in der Luft“ liege, dass auch der postmoderne Mensch unheilbar religiös sei, dass er lediglich seinen spirituellen Durst nicht mehr an institutionellen Quellen der Kirchen und Religionsgemeinschaften zu stillen pflege, sondern sich in individualisierten Formen weit besser wiederfinde. Die Grundannahme dabei ist, dass Religion und (Post-)moderne im Grunde zusammenpassen und nur die Institutionen ein Modernisierungsproblem haben. Diese Religionssoziologen kritisieren die alte Säkularisierungsthese ihrer Vorgänger und halten damit für jeden religiös empfindenden Menschen eine tröstliche Botschaft bereit: Es wird mit der Religion schon weitergehen, wenn auch in neuen Formen und nicht mehr so ohne weiteres unter dem Dach der überkommenen Kirchen, aber immerhin. Würde man vielleicht das Dach renovieren, dann...

Auch wenn dies unbequem ist, möchte ich diesem Ansatz, der in vielfältigen Variationen in kirchlichen Kreisen wie ein Mantra vorgetragen wird, ganz bewusst einen Entwurf entgegenstellen, der immerhin für sich in Anspruch nehmen kann, das verfügbare statistische Material zu diesem Themenfeld bruchlos in sein Theoriegebäude integrieren zu können. Detlef Pollack gehört zu den Gegnern einer Kritik der Säkularisierungsthese: „Sache der Soziologen sei es,... die moderne Gesellschaft nüchtern mit dem Versiegen ihrer religiösen Ressourcen zu konfrontieren.“¹² Er stellt fest, dass

- die Aufschwungsprozesse im Feld des Religiösen von den meisten Forschern überschätzt werden. Die Hinwendung zu außerkirchlicher Religiosität kann keinesfalls die Positionsverluste traditioneller Religionsformen kompensieren.
- die enge Korrelation zwischen institutionalisierten Formen der Religion und den individualisierten Religiositätsformen meist übersehen wird. Je enger jemand mit der Kirche verbunden ist, umso eher gibt er auch an, sich selbst für religiös zu halten. Individualisierungsprozesse im religiösen Bereich treten hauptsächlich bei Kirchenmitgliedern auf und nicht bei denen, für die das Thema Religion keine Rolle mehr spielt.¹³

Daraus zieht Pollack den Schluss, Moderne und Religion seien doch „nur schwer miteinander kompatibel. Wenn religiöse Individualisierungsprozesse stattfinden, dann ist dies eine Begleiterscheinung des Bedeutungsrückgangs der Großorganisationen, deren dramatischer Verfall durch jene allerdings

¹¹ Günther (s. Anm. 8).

¹² Zitiert nach K. Gabriel, Neue Nüchternheit - Wo steht die Religionssoziologie in Deutschland?, in: HK 54 (2000) 581–586, 583.

¹³ D. Pollack, Individualisierung statt Säkularisierung? - Zur Diskussion eines neueren Paradigmas in der Religionssoziologie, in: K. Gabriel (Hrsg.), Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung - Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität (Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie in der DGS 1), Gütersloh 1996, 57–85, 78f und D. Pollack, Säkularisierung - ein moderner Mythos?, Tübingen 2003, 134–137.

in keiner Weise kompensiert zu werden vermag.“¹⁴ „Insofern ist Säkularisierung - und das gilt zumindest für Deutschland in den letzten 50 Jahren - kein ‚moderner Mythos‘.“¹⁵

Auch hier also das Ergebnis, dass man nicht allzu laut auf das Institutionelle im religiösen Bereich schimpfen sollte, denn nach Pollack gedeihen die Pflänzchen religiöser Existenz nicht wirklich im Freiland der Moderne, sondern, wenn überhaupt noch, dann unter dem schützenden Dach von Mutter Kirche.

Drei theologische Deutungsversuche

- „Eine Gestalt von Kirche ist zu Ende!“, so unser früherer Weihbischof Felix Genn.¹⁶
 - Der Abschied von dieser Kirchengestalt fällt schwer, auch wenn sie nicht einfach zu Ende ist, sondern, und das erlebe ich gerade in meiner Abteilung, unter Schmerzen und häufig verbunden mit hohem Aggressionspotenzial zu Ende geht. Das ist für mich eine Erkenntnis des letzten Jahres, dass sich dieses „Zu Ende gehen“ nicht einfach so sang und klanglos ereignet, sondern schmerzhaft und aggressiv. Pegida und IS sind Phänomene, die wir nicht nur bei den Anderen suchen sollten.
 - Der Abschied von dieser Kirchengestalt „stellt Fragen nach angemessenen Ersatzoptionen, insbesondere nach einer neuen Sozialform der Kirche und verlangt innerkirchlich eine Trauerarbeit ab, an deren Ende erst eine Vision der Kirche von morgen einsetzen kann.“¹⁷ Diese Trauerarbeit können wir uns nicht sparen. Das erlebe ich bislang auch in der Synode kritisch. Der Sprung sofort ins Neue geht mir zu schnell, weil es letztlich dann doch nur darum geht, das Alte besser zu machen. Zuerst muss aber das Alte wirklich innerlich verabschiedet werden. Und das geht nur über Trauer. Diese gestehen wir uns fast nie zu. Manchmal habe ich den Eindruck, dass es ein regelrechtes kollektives Trauerverbot gibt. Wir sind immer gleich in der Aufbruchsrhetorik verfangen.
- Im Jahr 1996 sagen die französischen Bischöfe in ihrem Schreiben „proposer la foi“: „Unsere Welt und unsere Gesellschaft sind im Wandel begriffen. Eine Welt geht unter und eine andere entsteht, ohne dass es ein vorgegebenes Modell für ihren Aufbau gäbe... Nun war die Kirche während ihrer ganzen Geschichte, besonders in Europa, tief verbunden mit... der Gestalt der Welt, die vergeht. Sie war nicht nur darin gut eingebunden, sondern sie hatte weitgehend zu ihrem Entstehen beigetragen, während demgegenüber die Gestalt der Welt, die es aufzubauen gilt, sich uns noch entzieht. Wir sind allerdings nicht die Einzigen, die sich damit schwer tun zu verstehen, was ge-

¹⁴ D. Pollack, *Individualisierung* (s. Anm. 13), 84.

¹⁵ D. Pollack, *Säkularisierung* (s. Anm. 13), 181.

¹⁶ F. Genn, „Wort zum Priester- und Diakonentag am 10. Januar 2005“.

¹⁷ M. Hochschild, *Auf der Schwelle in die Zukunft. Den Wandel der Kirche verstehen und mitgestalten*, Stuttgart 2001, 28.

schieht.“¹⁸ „Wir sind ohne Zögern bereit, uns als Katholiken in das kulturelle und institutionelle Gefüge der Gegenwart... einzubringen. Wir lehnen jede Nostalgie nach vergangenen Epochen ab, in denen angeblich das Prinzip der Autorität unangefochten galt. Wir träumen nicht von einer unmöglichen Rückkehr zur sogenannten ‚Christenheit‘.“¹⁹

Dreierlei kommt in diesem Zitat für mich zum Ausdruck.

- Eine - nach 90 Jahren Trennung von Kirche und Staat vielleicht schon weiter als in Deutschland verarbeitete - Trauer über das, was unwiederbringlich verloren ist bzw. gerade dabei ist, verloren zu gehen. Denn auch nach 90-jähriger Talfahrt hat die Kirche in Frankreich keinen festen Boden unter den Füßen – vielmehr kennt zumindest die Entwicklung der Statistik auch dort nur eine Richtung: weiter nach unten.
- Zum zweiten das Eingeständnis des eigenen Nicht-Wissens über das, was im Entstehen begriffen ist und über den Platz, den die Kirche in diesem Neuen einnehmen wird und soll.
- Und zum dritten verdeutlichen die Bischöfe das Verwobensein von Kirche in die Strukturen der jeweiligen Zeit und bringen damit zunächst eine grundlegende Solidarität, ja Schicksalsgemeinschaft des pilgernden Gottesvolkes mit den Menschen der Moderne zum Ausdruck. Wir sind es gewohnt, *Gaudium et spes* 1 als Imperativ zu lesen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ Aber ich bin mehr und mehr überzeugt, dass wir es als Indikativ lesen sollten: Ja, so ist es! Es bleibt uns Christen nichts erspart, und es darf uns um Jesu willen auch nichts erspart bleiben!

Der Kirche in Frankreich sind nunmehr seit 110 Jahren zwei wesentliche Elemente genommen, auf die wir in Deutschland kirchliches Handeln immer noch gründen können und für deren Verteidigung wir bereit sind, einen hohen Preis zu zahlen: gesellschaftlicher Einfluss und wirtschaftliche Stärke. Vielleicht können unsere französischen Schwestern und Brüder ob dieser unfreiwilligen Diät, die erst nach vielen Jahrzehnten geistlich als Fastenzeit angenommen werden konnte, inzwischen schon klarer als wir in Deutschland sehen, was unsere Zeit kennzeichnet und schon bescheidener zugeben, dass das Ziel ihrer Reise noch hinter dem Horizont verborgen bleibt. Die französischen Bischöfe haben den Mut, diese Kirchenstunde als eine Phase des Übergangs zu charakterisieren und damit sich selbst zu Gestalten des Übergangs zu machen.

- Das Drama der Kundschafter in Num 14

¹⁸ *Die französischen Bischöfe*, Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft - Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996 (Stimmen der Weltkirche 37), Bonn 2000, 17.

¹⁹ Ebd. 16.

- Sie bringen die erhofften Früchte aus dem Gelobten Land, weisen aber darauf hin, dass es dort schon andere Menschen (sc. Herausforderungen) gibt. Das Volk murren - Gott zwingt sie nicht ins Gelobte Land, sondern lässt sie noch einmal 40 Jahre durch die Wüste ziehen. D. h. diese Generation ist nicht bereit für den Einzug ins Neue, in ihrem Schatten und Schutz kann aber die neue Generation aufwachsen.
- „Die Vision, die die meisten von uns prägt, die in die Kirche gehen, ist das, wie es war und nicht, wie es wird. Und das ist immer stärker. Darum glaube ich nicht, dass wir schon über den Jordan ins verheißene Land gegangen sind, sondern ich glaube, dass wir zurzeit in diesem Übergang des Sterbens und Auferstehens stehen. Eine Kirchengestalt und mit ihr eine Generation des Volkes Gottes stirbt, sodass in ihrem Schutz [MN: hoffentlich] ein neuer Beginn erfolgt, der eine andere Kirchengestalt hervorbringt. Das ist vielleicht keine bequeme Wahrheit, aber eine barmherzige.“²⁰

²⁰ C. Hennecke, Glänzende Aussichten - Wie die Kirche einfach wird. Erfahrungen zukünftiger Ekklesiogenese, in: TheolB 40 (2009) 238–254, 246.

Literatur

- H. H. Anton*, Das Trier des 5. und 6. Jahrhunderts im Zeugnis von Zeitgenossen, in: W. Weber/H. Casel (Hrsg.), Trier - Die Geschichte des Bistums - Die Anfänge (1), Strasbourg 1994, 18–23.
- Die französischen Bischöfe*, Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft - Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996 (Stimmen der Weltkirche 37), Bonn 2000.
- K. Gabriel*, Neue Nüchternheit - Wo steht die Religionssoziologie in Deutschland?, in: HK 54 (2000) 581–586.
- F. Genn*, "Wort zum Priester- und Diakonentag am 10. Januar 2005." 2005.
- M. Günther*, Diaspora Deutschland (Kirche in der Krise), in: FAS (2014). 11., http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/krise-der-kirche-ist-deutschland-noch-ein-christliches-land-13342759.html?print-PagedArticle=true#pageIndex_2.
- C. Hennecke*, Glänzende Aussichten - Wie die Kirche einfach wird. Erfahrungen zukünftiger Ekklesiogenese, in: TheolB 40 (2009) 238–254.
- M. Hochschild*, Auf der Schwelle in die Zukunft. Den Wandel der Kirche verstehen und mitgestalten, Stuttgart 2001.
- T. Kempf*, Grundrißentwicklung und Baugeschichte des Trierer Domes (Das Münster) 1968.
- D. Pollack*, Individualisierung statt Säkularisierung? - Zur Diskussion eines neueren Paradigmas in der Religionssoziologie, in: K. Gabriel (Hrsg.), Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung - Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität (Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie in der DGS 1), Gütersloh 1996, 57–85.
- D. Pollack*, Säkularisierung - ein moderner Mythos?, Tübingen 2003.
- A. Wollbold*, Mission vor der eigenen Tür? - Eine Synopse missions-theologischer Modelle, in: M. Sellmann (Hrsg.), Deutschland - Missionsland (Quaestiones Disputatae 206), Freiburg i. Br. 2004, 69–91.
- J. Zink*, Die Baugeschichte des Trierer Doms von den Anfängen im 4. Jahrhundert bis zur letzten Restaurierung, in: F. Ronig (Hrsg.), Der Trierer Dom, Neuss 1980, 17–111.